

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überfendung.

Alemens

Adresse: Саратовъ, католич.
семинарія, І. Крушинскому.
oder: Саратовъ, типо-лит.
Г. Х. Шельгоръ и К.,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Worin besteht die weibliche Schönheit? — Über das Rosenkranzgebet. Die Deutschenhege. — Das Kreuz der Mutter. — Der gefoppte Freier. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Allerlei. — Ankündigungen. —

Worin besteht die weibliche Schönheit?

Diese Frage beantwortet vortrefflich der berühmte Predner und heilige Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus in seiner vierten Homilie über den ersten Brief an Timotheus. Er führt die Worte des hl. Paulus an: „Lasset uns also Gott verherrlichen, lasset ihn uns preisen an unserem Körper und Geiste.“ (I. Kor. 6, 20) und schreibt dann: „Wie kann jemand Gott am Körper ehren, fragt man, wie am Geiste? Geist ist hier soviel wie Seele im Gegensatz zum Körper. Also wie ehrt man Gott im Körper? Wie an der Seele? Am Körper ehrt man ihn, wer kein Führer ist, kein Trunkenbold, kein Schlemmer, kein eitler Geck, wer den Körper nur insoweit pflegt, als es zur Gesundheit erforderlich ist, wer kein Ehebrecher ist. Es ehrt die Frau, die sich nicht mit Salben beschmiert, nicht mit Farben das Gesicht bemahlt, die mit dem Gebilde aus Gottes Hand zufrieden ist und demselben nichts hinzukünftelt. Sage mir, was willst du denn mit deinen Zuthaten zu dem vollendeten Schöpfungswerke Gottes? Ist dir dieses Gebilde nicht schön genug? Willst du als bessere Künstlerin an das Werk noch die letzte Pfeile legen? Nein, nein! Darum schminkst du dich, darum kränkst du den Bildner deines Körpers, damit du eine ganze Schar von Liebhabern gewinnest. „Was soll ich anfangen?“ erwidert du. Ich habe an diesen Sachen keine Freude, aber um meines Mannes willen muß ich es thun. Verstehe ich mich nicht dazu, so finde ich keine Liebe bei ihm. Gott hat dir Schönheit verliehen, damit er auch darin bewundert und nicht beleidigt werde. Mache ihm keine solche Gegengeschenke, sondern erwidere ihm mit Enthaltensamkeit und Chastität! Schönheit hat dir Gott verliehen, nur den Kampfpfeil für deine Tugend zu erhöhen; denn ist es nicht dasselbe, als viel Unworbene tugendhaft zu bleiben, und es zu bleiben, ohne daß man von jemand eine Anfechtung erleidet. Weißt du, was die Schrift von Joseph erzählt? Daß er „blühend war und schön von Gesicht.“ Was für einen Zweck hat das für uns, wenn wir hören, daß Joseph schön war? Daß wir um so mehr seine Schönheit und Tugend bewundern. Gott hat dir Schönheit verliehen? Warum machst du dich also häßlich? Wie wenn nämlich jemand eine goldene Bildsäule mit Rot überstrichmierte, so ist es bei den Weibern, welche Schminke anwenden. Erdenkot ist es, was du dir auflegst, rotes und weißes. Aber die häßlichen Weiber, meint man, haben doch Grund, das zu thun. Sage mir, warum denn? Damit sie ihre Häßlichkeit verbergen? Vergebliches Bemühen. Wann wird jemals die Natur von der Kunst und der Pflege übertrouffen? Und warum verursacht die Häßlichkeit solches Leid, da sie keine Schande ist? Höre, was ein Weiser spricht:

„Tadel keinen Mann ob seines Gesichtes und lobe keinen Mann ob seiner Schönheit.“ (Eckli. 11, 2.) Bewundere vielmehr Gott, den besten Künstler, nicht den schönen Mann; des letzteren Werk ist ja die Schönheit nicht. Sprich, was bringt die Schönheit für einen Gewinn? Gar keinen, im Gegenteil mehr Kämpfe, mehr Verjuchungen, Gefahren und Argwohn. Eine Frau, die nicht schön ist, wird niemandem verdächtig; eine schöne aber, falls sie nicht ganz außerordentliche Tugend zur Schau trägt, kommt gleich in schlechten Ruf, und der Mann faßt Argwohn gegen sie, das Schlimmste, was es geben kann. Sein Vergnügen an der Schönheit der Frau ist geringer, als der Schmerz, den ihm dieser Argwohn bereitet; denn die Schönheit des Körpers verliert durch die Gewohnheit ihren Reiz, während ihre Seele dem schlimmen Ruf der Lüsterheit, des Leichtsinnes und der Uppigkeit verfällt, gemein wird und thörichter Gedanken voll ist. Zu allen diesen Dingen verleitet gerne die Schönheit des Leibes. Das unschöne Weib finden wir nicht von solchen Fallstricken umgeben. Da gibt es keine Hunde, die sie anfallen, sondern wie ein Lämmchen weidet sie in Ruhe und Sicherheit, und kein Wolf springt herzu und belästigt es; der Hirte sitzt ja neben ihm. Es liegt kein Vorzug darin, daß die eine schön, während die andere es nicht ist. Der Vorzug liegt darin, daß die eine, obwohl nicht schön, ehrbar ist, die andere aber schlecht. Sage mir, worin liegt der Wert der Augen? In der leichten Beweglichkeit, in der schönen Rundung, in der blauen Farbe oder in der Schärfe und Klarheit? Ich behaupte das letztere und beweise es aus einem Beispiele. Was macht den Wert einer Lampe aus? Daß sie hell strahlt und das ganze Haus erleuchtet, oder daß sie schön und rund gearbeitet ist. Das erstere wird jedermann zugeben. Das letztere ist gleichgültig; was man will, ist die Beleuchtung. Deshalb sagen wir auch zu dem Dienstmädchen, welches sie zu besorgen hat, stets: „Du hast die Lampe schlecht hergerichtet.“ So ist das Leuchten der Zweck der Lampe. So ist es also auch mit dem Auge. Sei es so oder so gestaltet, das macht nichts, wenn es nur seinen Zweck vollkommen genügend erfüllt. Und so nennt man es ebenfalls „schlecht“, wenn es schwach sieht und keine vollkommene Beschaffenheit besitzt. Wir sagen von denen, die mit offenen Augen nicht sehen, daß sie „schlechte“ Augen haben. Alles nämlich, was seinen Zweck nicht erfüllt, nennen wir „schlecht.“ Und darin besteht die Schlechtigkeit der Augen (nicht in ihrer Gestalt, Form und Farbe.) Dann die Nase! Sage mir, worin liegt ihr Wert? In ihrer geraden Richtung, in ihrer Glätte und Ebenmäßigkeit oder in ihrer Fähigkeit zu riechen und in ihrer Kraft, den Geruch schnell aufzufangen und dem Gehirn zuzuführen? Im letzteren offenbar. Erläutern wir aber die Sache durch

ein Beispiel von Instrumenten, die zum Auffassen bestimmt sind. Welche erklären wir für gut gebaut? Diejenigen, welche etwas scharf fassen und festhalten, oder die hübsch gearbeitet sind? Die ersteren, das ist klar. Ferner die Zähne! Was nennen wir gute Zähne? Die schneidigen, die die Nahrung gut verkaufen, oder die hübsch aussehenden? Offenbar die ersteren. Und wenn wir die Glieder des ganzen Körpers untersuchen, so werden wir sie gesund und schön finden, solange jedes den betreffenden Zweck genau erfüllt. Und in diesem Sinne nennen wir ein jedes Gerate schön, jedes Tier, jedes Gewächs schön; wir sehen nicht auf Gestalt, nicht auf Farbe, sondern auf den Dienst, den es leistet. So nennen wir auch denjenigen Diener „schön,“ der zu unserer Bedienung tauglich ist, nicht den schmucken Faulenzenzer.

Siehst du also, worin die weibliche Schönheit liegt? Wenn wir die größten und wunderbarsten Dinge in derselben Weise wie andere genießen, so haben wir nichts voraus. Zum Beispiel: das Weltall, die Sonne, den Mond, die Sterne sehen wir alle, die Luft atmen wir alle, Wasser und Nahrung genießen wir alle in gleicher Weise, ob wir uns einer schönen Gestalt erfreuen oder nicht. Und wenn ich eine überraschende Behauptung aussprechen soll: die hässlichen Weiber sind gesünder als die schönen. Die schönen nämlich unterziehen sich, um ihre Reize zu bewahren, keinen schwereren Arbeiten, leben in der Zimmerluft, und dadurch wird die Kraft der Glieder abgestumpft; die hässlichen aber, die sich um Reize nicht zu kümmern haben, widmen sich voll und ganz der Arbeit.

Lasset uns also Gott verherrlichen! Lasset uns ihn preisen an unserem Körper! Verschmähen wir die Schönheitsmittel! Es sind überflüssige und sinnlose Dinge. Erziehen wir die Männer nicht dazu, bloß auf das schöne Gesicht zu schauen! Wenn du dich in dieser Weise schmückst, dann wird er durch dich an ein geschmücktes Gesicht gewöhnt. Wie ist es also möglich, Gott am Körper zu preisen? Durch Übung der Tugend, durch Schmückung der Seele; die sie zu schmücken, das ist nicht verwehrt. So verherrlichen wir Gott, wenn wir in jeder Hinsicht gut sind. Und auch wir werden an jenem Tage verherrlicht. „Ich halte dafür,“ heißt es ja, „daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird.“ (Röm. 8, 18.) Mögen wir alle derselben theilhaftig werden durch die Gnade und Barmherzigkeit unsers Herrn Jesus Christus, mit welchem dem Vater und dem hl. Geiste sei Herrlichkeit Macht und Ehre jetzt und allezeit und in alle Ewigkeit. Amen.“

Über das Rosenkranzgebete.

Der Monat Oktober ist ein gar schöner im kirchlichen Leben, weil er Maria, der Königin des Rosenkranzes, geweiht ist. Der hl. Vater ermahnt uns mit besonders eindringlichen Worten, dieses herrliche Gebete zu beten, weil es in unserer Zeit so sehr not thut. Wenn wir die Zahl der Heiligen durchgehen, die gleich funkelnden Sternen unzählbar im Himmel vor Gottes Thron leuchten, so finden wir seit Einführung jenes prächtigen Gebetes keinen Heiligen, der nicht gern, oft und andächtig dieses Gebete verrichtet hätte. Ja, das Rosenkranzgebete war

gleichsam die Kette, die sie an Gott gefesselt und hinauf zum Himmel gezogen hat. In der That, das Rosenkranzgebete ist eine der kostbarsten Perlen, die wir besitzen. Das sagt uns schon der bedeutungsvolle Name: Rosenkranz, ein Kranz von Rosen. Ja, Rosen, ewig herrlich duftende Rosen, gebrochen im himmlischen Paradiese, gebrochen von unserem Herrgott selbst, sind es, die hier zu einem unverwelklichen, himmlisch schönen Kranze gewunden sind.

Betrachten wir einmal die einzelnen Bestandteile des Rosenkranzgebetes, um recht tief in den Geist desselben einzudringen und es recht lieb zu gewinnen! Das Rosenkranzgebete besteht aus dem Glaubensbekenntnisse, aus dem Vater unser, dem Begrüßet seist du Maria und aus den trostvollen, himmlischen Geheimnissen, die eingeschaltet sind.

Das Glaubensbekenntnis stammt von den Aposteln her und enthält kurz alles, was wir glauben müssen. Zudem wir die erhabenen Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses sprechen, bekennen wir uns feierlich als treue Glieder der wahren Kirche Gottes, wir leisten gleichsam den Eid der Treue als Streiter Jesu Christi und als Bürger seines Friedensreiches, der katholischen Kirche. Dieses Bekenntnis, dieses Treu-Gelöbniß muß offenbar Gott höchst wohlgefällig sein.

Das Vater unser ist jenes herrliche Gebete, das im Himmel vom lieben Gott selbst eronnen und vom Sohne Gottes auf die Erde gebracht wurde, es ist jenes Gebete, das der liebe Heiland seine Jünger gelehrt und auch selbst wohl unzähligemal mit seinem göttlichen Munde gesprochen, es ist jenes Gebete, welches täglich von Millionen Lippen zum Himmel steigt. Wir erlangen sicher in hohem Grade Gottes Wohlgefallen, wenn wir oft und andächtig das Gebete sprechen, welches sein eingeborener Sohn uns selbst zu beten gelehrt hat.

Das Begrüßet seist du Maria besteht aus den Worten des Engels, der hl. Elisabeth und der Kirche. Die Worte, mit welchen Gott selbst durch den Engel Gabriel die heiligste Jungfrau begrüßt hat, die Worte mit denen der hl. Geist durch den Mund Elisabeths den Gruß des Engels wiederholte und gleichsam bestätigte: „Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Wie muß die andächtige Wiederholung dieser Worte Gott und der seligsten Jungfrau angenehm sein! Und wie gern wird sie die Bitte erhören, welche die heilige Kirche dem englischen Grusse zum Heile ihrer Kinder, der armen Sünder, beigefügt hat!

Und wie erhaben sind erst die Geheimnisse, welche eingeschaltet sind: Die freudenreichen Geheimnisse, die heiligen Freuden der Gottesmutter an der Geburt und Kindheit Jesu, dann erst die schmerzhaften Geheimnisse, die ergreifendsten Bilder aus dem Leiden unseres Heilandes! Man meint beim andächtigen Beten dieser erschütternden Geheimnisse, jenes schaurige Schauspiel vollziehe sich vor unseren Augen, wie es sich einstens von Jerusalem bis zum Kalvarienberg vollzogen hat. Welches Herz könnte beim andächtigen Versenken in diese Geheimnisse ungerührt bleiben? Wenn wir dann noch die glorreichen Geheimnisse durchgehen, so müssen wir unwillkürlich ausrufen: O, wie herrlich ist doch das Rosenkranzgebete! O, welche reichen Gnadenfrüchte muß Gott durch seine jungfräuliche Mutter den andächtigen Betern des Rosenkranzes verleihen!

Man sollte daher meinen, es müßte jeder den Rosen

Kranz lieb gewinnen und gerne beten. Mit diesem Gebete verehren wir ja auf die würdige Weise die Mutter Gottes, die Himmelkönigin, die durch ihre mächtige Fürsprache bei Gott alles vermag. Bergessen wir nie die herrlichen und wahren Worte des hl. Bernhard: „Es ist noch niemals erhört worden, daß jemand, der zu Dir seine Zuflucht nahm, von Dir verlassen worden sei.“ Das ist und bleibt ewig wahr. Tausenden hat sie schon am Leibe, Millionen an der Seele geholfen. Jeder, der jemals in seinem Leben andächtig zu ihr gebetet, weiß dies aus Erfahrung. Nur ein Beispiel, wie Maria oft auf wunderbare Weise denen hilft, die zu ihr beten, namentlich den Rosenkranz. Im „Lubentiusblatt“ wird folgendes erzählt: Bei dem gräßlichen Eisenbahnunglück, welches sich im Jahre 1891 bei Mönchenstein in der Schweiz ereignete, fanden 80 Menschen den Tod, und über 100 wurden mehr oder weniger verwundet. In dem unglücklichen Zuge, der die Brücke hinunter in den Fluß stürzte, befanden sich außer den Vergnügungsreisenden auch zwei Frauen, die eine Wallfahrt machten. Sie beteten mit einander den Rosenkranz. Die Mitreisenden verspotteten und verlachten sie darüber; auch der hinzukommende Eisenbahubeamte stimmte in den Spott ein. Doch plötzlich entstand ein furchtbares, donnerähnliches Krachen, die Brücke brach zusammen, der Zug stürzte zum größten Teil ins Wasser. Entsetzlich war das Unglück! Als man aufräumte, fand man die Spötter in dem Wagen, wo die Frauen waren, vollständig zermalmt, die beiden Frauen hingegen waren unverletzt. So hilft die Gottesmutter ihren treuen Verehrern.

O, würde man doch wieder, wie ehedem, wenn man abends durch die Straßen eines Dorfes geht, aus jedem Hause das herrliche Rosenkranzgebet von den Familien gemeinsam verrichtet hören! Welch reiche Gnaden, Welch himmlischen Segen würde Gott ausgießen über ein solches Haus; Fluch und Zank würde schwinden, Gottes Engel würden herniederfahren und segnend ihre Hände ausstrecken, und die Himmelkönigin würde sicher allen stets beistehen. Möchte man auch mehr in der Hand der Männer und Jünglinge den Rosenkranz erblicken; sie brauchen sich dessen wahrhaftig nicht zu schämen, und sie haben es in dieser gefährlichen Zeit dringend notwendig!

Die Deutschen hege.

Wenn man in Betracht zieht, daß es in der menschlichen Gesellschaft, ganz besonders aber unter den Korrespondenten einiger russischer Zeitschriften, immer noch Personen gibt, die aus purer Bosheit und Neid sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Nebenmenschen zu hegen und zu verleumden; wenn man annimmt, mit welcher Unverfrorenheit dieselben wahrheitswidrige Behauptungen gegen die deutschen Kolonisten Rußlands aufstellen; wie sie bemüht sind, sich in Schmähungen gegen die Deutschen einander zu überbieten und die Regierung gegen ihre deutschen Unterthanen aufzubringen; so wänt man sich im Geiste unwillkürlich einige Jahrhunderte zurück in das Reich der christenfeindlichen, heidnischen Zeit veretzt. — Die Wirtschaftsweise der deutschen Kolonisten, ihr unpatriotischer Sinn, das Liebäugeln mit dem Auslande, ihr fortschreitender Wanderwerb u. s. w. sind in einigen russischen Zeitschriften fast zum unentbehrlichen Stoffe geworden, und man fragt sich unwillkürlich, was daraus entstehen mag, und wie dies schließlich enden soll?

An der Spitze der den Deutschen feindlich gesinnten Zeitschriften und all dergleichen übereifrigen Patrioten steht der „Swet“ mit

seinen Sticheleien und Gräbeleien. Es scheint, als hätte er sich zur Aufgabe gemacht, die deutschen Kolonisten Südrußlands in jeglicher Hinsicht anzugreifen und von allen Seiten mit Schmutz zu bewerfen. Dies ist keineswegs übertrieben, und folgende Thatfache wird die Richtigkeit meiner Worte bestätigen. Bei einem mit bekannten Herrn sah ich unlängst gelegentlich ein russisches Zeitungsblatt auf dem Tische liegen. Es war N 52 des „Swet“ v. 1900. Ein darin befindlicher und von Schmähungen gegen die Deutschen triebender Artikel fesselte meine Aufmerksamkeit; ich las ungefähr folgendes: „Unerfreuliche Nachrichten kommen aus dem Süden. In diesen Nachrichten finden wir ein helles und das russische Gefühl beleidigendes Bild: „Die friedliche Bekriegung Südrußlands,“ entworfen von einem Augenzeugen. Ein Zeitungskorrespondent besuhr und besah den südlichen Landstrich des Zekaterinowlawischen Gouvernements und überzeugte sich persönlich darin, daß sich unser Schwarzmeeresufer mit Deutschen systematisch anfüllt. Laut der Volkszählung von 1897 erreichte diese Ziffer schon 6 Millionen Ausländer, welche sogar die russische Sprache verachten. Ihre Zahl wächst ununterbrochen. Aus der beschwerlichen ökonomischen Lage unserer Bauern Nutzen ziehend, kaufen die Deutschen bei ihnen gierig Ländereien zusammen, ohne vor den festgesetzten Preisen, 100—150 Rbl. für die Desjatine, zurückzuschrecken; sie führen dieselben auf 200 Rbl. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dergleichen Preise in der jetzigen, für die Landwirtschaft beschwerlichen Zeit nur Deutsche zahlen können, welche im Auslande eine Quelle haben. Denn bei solch primitiver Wirtschaftsführung, an welche sich die deutschen Kolonisten halten, wäre es für sie ohne den erwähnten „Deutschenfonds“ unmöglich, einen solch raschen Aufschwung ihrer Besitzungen zu erreichen, wie man ihn im Süden beobachtet, wo einzelne Deutsche — schon nicht zu reden von den Kolonien, vielen abgeforderten Ansiedlern — von 7 bis 15 tausend Desjatinen Land besitzen! . . .

Wir sagen „primitive Wirtschaftsführung“ deshalb, weil Sie beim allerreichsten Deutschen keiner rationell-progressiven Wirtschaft begegnen: kein Feld ist ohne Veruchsteile; kein Dünger besteht aus einfachem Stalldünger; keine Obst- und Gemüsegärten sind noch dieselben, wie sie bei seinem Großvater waren. Einzig zeichnet er seine Wirtschaft aus mit Genauigkeit, Reinlichkeit, Überfluß und Pünktlichkeit seines Inventars. Diese Menge und Überfluß erstrecken sich aber keineswegs auf den russischen Arbeiter, welcher in die deutsche „Ökonomie“ gemietet ist; die Unterhaltung russischer Arbeiter ist eine im höchsten Grade vernachlässigende, ohne Aufsicht, ärmliche. Die Arbeiter, deren Zahl in großen Ökonomien zur Sommerzeit bis 300 Mann erreicht, sind in einer feuchten, dunklen Kajette untergebracht, wo sich Männer und Frauen in Gemeinschaft von Mädchen und Knaben niederlegen. Hier herrscht Ausgelassenheit, aber der deutsche Wirt hat wenig Sorgen: „er braucht nur die Acken und Wäskeln, die Leute kümmern ihn nichts!“ Der Deutsche ipet auf den Russen, er trennt sich von den Russen und allem Russischer. Bis zu dieser Zeit spricht hier von 1,000 Deutschen nur einer geläufig russisch. Niemals hat ein deutscher Wirt eine Russin geheiratet, auch keine Russin ging mit einem Deutschen die Ehe ein. Die Deutschen sperren ihre Töchter, welche einen Russen zu heiraten wünschen, ein. Diese Ausschließung besteht aber auch in den Schulwesen. Während der Volkszählung — spricht der Autor, — sitze ich auf einem deutschen Lehrer. Es erweist sich, daß in diesem Gutor (in allem 4 Wohnhäuser) augenscheinlich eine deutsche Knabenschule für 15 Seelen existiert. Hoher dieses? — Nun von den Nachbardsdörfern — sagt man. Eins dieser Dörfer liegt 24 Werst entfernt, und augenscheinlich existiert daselbst schon eine Schule des Ministeriums der Volksaufklärung. Zur Ergänzung solcher Entfernungen entfangen sich die Deutschen, ihre Güter und Gütoren russisch zu benennen, und auf die Bemerkung hin, welche einem dieser Ausländer gemacht wurde, daß wenn man die Wohltätigkeit der russischen Regierung benutzte, auch den Forderungen derselben nachgeben müsse, — antwortete der Deutsche stolz: „Ich habe keine Regierung!“ Und so vergingen 100 Jahre, und das deutsche Element vereinigt sich nicht nur mit dem Russischen, sondern ist bestrebt, gegen die Russen zu existieren. Dies ist zum Unglück längst eine bekannte Wahrheit, aber warum vergessen wir Russen die Fabel Krylow's: „Daß man dort keine leeren Reden verschwenden soll, wo Gewalt angewendet werden muß?“ K. H.

Soweit der „Swet.“ Der Autor behauptet am Schlusse

seines Artikels, daß all der von ihm gebrachte Unfinn längst eine bekannte Wahrheit sei, nun wenn dem so ist, so möchte ich doch einmal von diesem Herrn K. II. eine Unwahrheit hören! Der Artikel enthält zwar einige Phrasen, die allerdings auf Wahrheit beruhen, wie z. B.: die Landankäufe der Deutschen, die Genauigkeit, Keillichkeit, Pünktlichkeit Überflus und des Inventars, mit welchem der Deutsche seine Wirtschaft auszeichnet. Diese Gegeustände führt der Autor aber keineswegs dazu an, um die Deutschen zu loben, sondern im Gegenteile bedient er sich derselben als Beweis seiner Beschuldigungen, auch scheinen dieselben ihm gewaltig zu imponieren.

Wollen wir eine kleine Weile dabei stehen bleiben. Ich gehe gerne ein und gebe auch im voraus zu, daß der Landwerb durch die Deutschen nicht allein hier im Süden, sondern auch im Osten wirklich zusehends wächst, kaum aber keineswegs etwas Wunderliches oder gar Gefährliches weder für den russischen Bauer, noch für den „Swet“ selbst an dieser Sache finden. Daß der deutsche Kolonist mit Leib und Seele an seiner Wirtschaft hängt, daß er sich mit Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Zusammenhalten des Erworbenen ganz besonders auszeichnet, worin ihm wohl keine Nation überlegen ist, dürfte gewiß niemand in Schaden noch in Gefahr bringen. Bei dem Umstande, daß der Deutsche auch seine Kinder zur Landwirtschaft erzieht und sie frühzeitig zur Arbeit anhält, dürfte es gewiß auch nicht zum Bewundern sein, wenn er die Mittel besitzt, seine Besitzungen auf eheliche Weise zu vergrößern und dadurch das Wohl seiner Nachkommen für die zukünftige Zeit zu sichern sucht, ohne sich des von gewissen Russen erdachten „Deutschenfonds“ zu bedienen.

Wenn der „Swet“ nachweisen könnte, daß die Deutschen wirklich beim Ankauf von Ländereien von „Außen“ unterstützt werden, daß sie auf Schleichwegen oder gar durch Betrug und dgl. Landstücke erwerben, ja dann wäre Ursache und Grund vorhanden, einem derartigen Erwerbe entgegenzutreten. Und die Regierung würde alsdann auch ohne den „Swet“, seinen Mitarbeiter K. II. und dessen Hinweis auf eine Kretzowische Fabel, was sie hierin zu thun oder zu lassen hätte. Zudem ist aber die Sache sowohl beim Kaufe, wie auch beim Verkaufe so einfach, wie sie nur immer sein kann. Der Gutbesitzer, welcher durchschnittlich nicht arbeiten, dagegen aber gut leben will, überbürdet sein Landgut mit Schulden, bis er endlich seinen Kreditoren nicht mehr gerecht werden kann. Die guten Eigenschaften des deutschen Kolonisten, wie: Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, beschränkter Lebenswandel und dgl. gehen ihm gänzlich ab, auch sucht er nicht seine Lebensführung und Wirtschaftsweise zu ändern, sondern lebt in derselben Weise fort, bis er sich endlich gezwungen sieht, sich durch den Verkauf seines Landgutes zu retten. Wie ein jeder andere Verkäufer, so sucht auch der Landverkäufer für dasselbe den höchsten Preis zu erzielen. Es ist aber gewöhnlich der deutsche Kolonist, der dem Gutbesitzer den höchsten Preis für sein Land zahlt, indem er seit Jahren sein Haus erworbenes und erspartes Sümmchen opfert. Dieses Sümmchen beträgt aber oftmals nicht die volle Kaufsumme, allein der Deutsche hofft auf seinen guten Willen zur Arbeit und Sparsamkeit, er weiß sich einzuschränken, und gibt ihm dann der liebe Gott einige günstige Ernten, so zahlt er das erworbene Landstück aus und ist ein freier Mann. Dies ist aber freilich nur derjenige zu thun im Stande, wer wie der deutsche Kolonist mit Leib und Seele Landwirt ist. Dies letztere wird aber dem deutschen Bauer nicht selten zum Vorwurfe gemacht, indem man ihn dadurch als Schwarzherz eines großen Staatskörpers bezeichnet. Es möge aber ein jeder rechtschaffende Mensch sich selbst die Frage vorlegen, wer von beiden dem Staate mehr Nutzen bringt, d. h. derjenige, welcher sein Landgut durch eigene Schuld verliert und gezwungen ist, sich über den Kaiserlichen Pirog herzumachen, oder derjenige, der allen Fleiß anwendet, um den Ackerbau zu heben? Ich denke die Antwort darauf wird eine leichte sein, denn in ökonomischer Beziehung ist es keineswegs gleichgültig, ob die Wirtschaftsweise des Landwirthes eine gute oder schlechte ist, ob das Ergebnis derselben viel oder wenig abwirft. — Indem der Landbau hauptsächlich die Grundlage eines civilisirten Staates bildet und bei mangelhaftem Betriebe sämtliche Bürger desselben in Noth und Elend geraten, so ist dies der beste Beweis, wie rückwärtig der Betrieb des Ackerbaus auf alle Klassen der menschlichen Gesellschaft sich zeigt. Es ist sonach nicht der Landwirt allein, der verarmt und in Dürftigkeit dahinsinkt, wenn er nicht einen hin-

länglichen Ertrag aus seiner Wirtschaft zieht; alle übrigen Staatsbürger leiden gleich sehr darunter.

Hiermit beabsichtige ich aber keineswegs, den Landwirt als alleinige Stütze des Staates hinzustellen, denn ein jeder Staatsbürger, mag er seines Standes oder Zeichens nach sein, wer er immer will, ist ein Glied eines Ganzen und somit verpflichtet, das Seine zum Wohl und Nutzen desselben beizutragen. Daß aber der Landwirt hierin eine hervorragende Rolle vertritt, wird wohl niemand in Abrede stellen wollen. Und daß der deutsche Kolonist dadurch seine kulturelle Bestimmung vollständig erfüllt, läßt sich ebenso wenig leugnen; auch durch die Besetzung der „öden“ Ländereien und der Grenzmarken unseres ausgedehnten Kaiserreichs mit einer sekhafsten Bevölkerung durch ausländische Ackerbauern haben die Deutschen ihre Bestimmung erfüllt, was die Kolonien selbst, wie auch ihr mehr oder weniger blühender Zustand beweisen. Dieser blühende Zustand der Kolonien scheint aber auch den Reid bei solch übereifrigen Patrioten, wie z. B. K. II. hervorgerufen zu haben. Solche Herren würden aber gewiß anderen Sinnes werden, wollten sie einmal im Ernste darüber nachdenken, mit welchen Gefahren der deutsche Kolonist zu kämpfen hatte, um seine neue Heimat gegen die wilden Steppenvölker zu verteidigen; welche Mühe derselbe bei völligem Mangel und vielen Entbehrungen zu ertragen hatte, bis er die wilden Steppen in kultivierten Boden umgewandelt hatte, bis er im Stande war, seinen häuslichen Heerd darauf zu gründen, um nach vielen ausgestandenen Beschwerden endlich sein müdes Haupt darauf zur Ruhe niederzulegen!

Die Nachkommen der deutschen Einwanderer blieben aber auch nicht unthätig, besonders wenn es darauf ankam, die Unterthanenpflichten zu erfüllen. Da denke man z. B. an den Krimkrieg und die harten Kämpfe um den Besitz Sewastopol's, welche unsere Soldaten zu bestehen hatten. Diese Kämpfe lieferten Tausende von Verwundeten, was um so trauriger ausfiel, da großer Mangel an Transportmitteln existierte. Die deutschen Kolonisten des Laurischen Gouvernements halfen aber diesem Uebel dadurch ab, daß sie freiwillig und unentgeltlich Tausende zweispänniger Fuhrer und anderer Wagen zum Transport verwundeter Krieger, Proviant, Fouage und dgl. mehr stellten. Auch wurden von ihnen die Verwundeten nach Möglichkeit gepflegt. In allen deutschen Kolonien wurden auf Gemeindefosten Krankenhäuser eingerichtet. Alles, was die deutschen Kolonisten damals leisteten, geschah aus freiem Willen, denn sie besaßen das Privilegium, von all diesen Naturalleistungen frei zu sein.

Vergleichen Thatfachen und Verdienste der deutschen Kolonisten Rußlands, sowie deren praktische Wirtschaftsweise würden sich für den „Swet“ gewiß mehr dazu eignen, seiner Betitelung Ehre zu machen, wollte er dieselben seinen Lesern als Lektüre antistehen. Auch dem russischen Bauer dürfte ein bezeichnendes Beispiel der Deutschen mehr Nutzen bringen, als die ewigen Sticheleien wider ihren deutschen Nachbar. Würden sie mit der Wirtschaftsweise des deutschen Bauers in jeglicher Hinsicht vertraut, sie würden dieselbe gewiß nachahmen und der „Deutschenfonds“, welcher die Deutschen in Stand setzt, Ländereien zu erwerben, wäre von ihnen entdekt.

J. Weininger.

Das Kreuz der Mutter.

Mein! Niini kann meinen Mohren bekommen und auch den Puppenwagen, — aber das Kreuz will ich behalten, das hat Mama mir selbst umgebunden, als sie krank war, und Papa hat auch gesagt, das ist mein Kreuz.“

So sagte Alma, das schwarze Emailkreuz an ihrem Halse mit beiden Händchen bedeckend, während Niini, das sechsjährige Töchterlein der „Hausrepräsentantin“ des Freiherrn von Steinburg, verlaugend die Hand nach dem einfachen Schmuck Almas ausstreckte.

„Aber ich will es haben!“ stampte Niini energisch auf den Teppich des Damenzimmers. „Mama, Alma ist schon wieder eigenjünnig.“

„So? Alma schon wieder eigenjünnig?“ ertönte da die sonore Stimme des unhörbar eingetretenen Freiherrn.

„Aber, Herr Baron, wie erschrecken Sie mich!“ erhob sich die hübsche junge Dame aus der Fensternische, von wo aus sie dem Streit der Kinder zugehört hatte, „so unangemeldet.“

„Verzeihen Sie, Gnädigste!“ entschuldigte sich mit verbindlicher

Wiene der freiherrliche Wittwer — „der Disput der Kinder hat Sie mein Aupochen überhören lassen. Um was handelte es sich?“

„Alma kehrt wieder die egoistische Seite ihres Charakters heraus!“ antwortete Frau v. Breinitz. — „Nini hat sie, ihr nur auf einen Augenblick das Kreuz da“ . . .

„Du weißt, Alma, ich hasse nichts mehr, als diesen fortwährenden Unfrieden zwischen Euch Beiden!“ wendete der Hausherr sich an die mit stehenden Augen ihn anblickende Tochter. „Frau Baronin hat sich bereits mehrfach über Deine Zanksucht, wie über Deinen Eigennutz beschwert! Ich hoffe, ähnliches nicht wieder zu hören! Im übrigen, Frau Baronin, ist der Schmutz da allerdings das letzte Geschenk meiner Frau an ihre Tochter, und mögen Sie es ihr deshalb verzeihen, wenn sie ihn nicht gerne aus den Händen gibt!“

„Daß nur, mein Engel!“ strich die schöne Mutter schmeichelnd über die Gelockten ihres Kindes, als der Baron das Zimmer verlassen hatte, „ich kaufe Dir auch ein solches Kreuz!“

„Nein, nein!“ rief Nini aus, mit gerunzelter Stirn und zusammengeballten Händen, „und ich will nun gerade das Kreuz haben!“

Seit sechs Wochen führte Frau v. Breinitz den Hausstand des Freiherrn mit ebensoviel Geschick als Liebe, und Freunde des Hauses wollten behaupten, daß die Augen des Hausherrn, wenn sie auf der blendenden Gestalt der jungen Witwe ruhten, viel mehr als bloß Zufriedenheit mit der würdigen Repräsentanz des Hauses verrieten. —

„Alma, wo hast Du denn Dein Kreuz?“ fragte beim Morgenkaffee der Freiherr das siebenjährige Töchterchen. Verstört griff die Kleine an den Hals: „Oh, Papa, — das Kreuz ist weg!“

„Du scheinst in der That wenig Wert auf das Andenken der Mama zu legen!“ zürnte der Vater, während Alma weinend die Winkel und Nischen des Zimmers durchforschte — „wann hast Du es denn zuletzt an Dir bemerkt?“

„Gestern Abend habe ich es noch gehabt, Papa!“ schluchzte das Kind — „o — nun — nun weiß ich's. Heute morgen — ich lag noch im Bett — ja Tante, Du hast es mir abgenommen — ich schlief noch — aber ich habe es gefühlt, ich“ —

Frau v. Breinitz erhob sich und sagte markanten Tones: „Ich muß Sie denn doch aber sehr bitten, Herr Baron, mich vor deraartigen Schmachreden Ihres Kindes zu schützen!“

„Alma! Du bittelst sofort die Frau Baronin um Verzeihung, ungezogenes Kind!“ herrschte von Steinburg die Kleine an, die unter dem drohenden Blick des väterlichen Auges zitterte, wie das Laub im Sturme, ohne jedoch dem Befehle des Zürnenden nachzukommen.

Sie hatte sich in eine Ecke des Salons zurückgezogen und verharrte daselbst schweigend, den Blick an die Erde geheftet, die Hände, auf die von Zeit zu Zeit ein heißer Tropfen vor den dichten Wimpern niederfiel, in den Schoß gefaßt.

Mit einem kräftigen Ruck den Sessel von sich schleudernd, erhob sich der Freiherr. Ein gellender Aufschrei von den Lippen Almas folgte, — der Vater hatte heftig den zarten Arm des Kindes gepackt und es in einen Winkel des Zimmers geschleudert.

„Ah — Herr Baron — ich bitte Sie“ — legte Frau v. Breinitz die feine Hand auf die drohend erhobene Rechte des Erregten — „sic ist ja nun einmal eigenständig, das wissen wir ja! Ich bitte Sie, strafen Sie sie nicht meinethwegen!“

Die Kleine hatte sich schluchzend entfernt.

„Seider offenbart ihr Charakter neuerdings recht bedenkliche Seiten!“ sprach die junge Frau. „Ich bin überzeugt, daß sie das Kreuz versteckt oder von sich geworfen hat.“

„Ah, das wäre in der That ein Grad von Vertommenheit, — aber — es ist richtig, ihr fehlt die strenge Aufsicht! Mir mangelt es an Zeit, und Sie besitzen nicht die genügende Autorität über sie.“

„Wie sollte ich auch wohl, ich stehe ihr fremd gegenüber, solange“ —

„Sie sich nicht entschließen, ihr das Recht zu geben, Sie Mutter zu nennen!“ unterbrach der Baron sie. — „Ich sehe die Notwendigkeit immer mehr ein, baldmöglichst“ —

„Die Trauermomente sind noch nicht abgelaufen, Baron!“ fiel

Frau v. Breinitz dem Schloßherrn ins Wort — „reden wir später davon!“ Und mit einem vielversprechenden Blick zog sie sich zurück.

Drei Wochen später strahlten die Salons des Schlosses Weinberg in festlichem Flammenglanz. Eine illustre Gesellschaft bewegte sich wie die Planeten um die Sonne des Salons, die in ausgeglichener Toilette prangende Repräsentantin des Hauses, Frau v. Breinitz.

„Vergleichende, misziernde Blicke flogen von der jungen reizenden Witwe auf den Hausherrn und von diesem wieder auf die Baronin.“

„Ach, ich bitte Sie, Beste, zeigen Sie uns doch das Geschenk des Barons. Mein Mann hat es mir als ein wahres Kabinettstück der Tischlerkunst geschildert, v. Steinburg soll eine schreckliche Summe dafür bezahlt haben!“ drängte Frau v. Dötelberg die Baronin.

„Wenn Sie denn wollen! Es ist in der That sehr reizend!“

„Der Baron hat mir damit eine recht große Freude bereitet!“

Frau v. Breinitz öffnete, umringt von einer Anzahl Besucherrinnen, ein Schubfach der silberbeschlagenen Schatulle und entnahm demselben ein glänzendes Ebenholzkästchen.

„Aber, Nini, mein Liebling, so laß mich doch!“

Das ungezogene Töchterchen rupfte aber ungeduldig an den Seidenzipfen des himmelblauen Atlaskleides der Mutter.

„Mama, laß mich doch auch sehen!“

Nini zerrte noch einmal energisch an dem Überwurf der Mama. Frau v. Breinitz machte einen Versuch, die Kleine abzuwehren und unter einem freischwebenden Aufsicht der blühenden Sippen entglitt das Schmuckkästchen der Hand der Dame, und klrrend rollten die Kleinodien auf das Parkett.

„Mein Kreuz!“ schrie es plötzlich.

Alma war einige Schritte aus ihrem unbeachteten Winkel hervorgestürzt und bedeckte mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit den zu ihren Füßen gefallenen, schmerzlich entbehrten Schatz. „Oh, meine liebe Mama, — mein Kreuz!“

Hastig näherte sich die junge Frau der Kleinen, und schon hielt sie die Hand der Kleinen gepaßt, um ihr das Emailstück zu entnehmen, als sich eine Hand gewichtig auf ihren Arm legte.

„Ein schwerer Fall, Frau Baronin!“ klang es an ihr Ohr, eilig kalt, es war die Stimme des Herrn v. Steinburg. „Sehen Sie nur, das Kollier hier ist in zwei Stücke zerprungen! Aber grämen Sie sich darum nicht, ich werde es reparieren lassen und Ihnen alsbald nachsenden!“ —

„Nachsenden?“ — „Verteilen Sie, Frau Baronin!“ schwirrte es durcheinander.

„Ja,“ antwortete für die mit zitternden Fingern mit dem Aufsammlen der Schmuckstücke Beschäftigte der Schloßherr. „Frau v. Breinitz gedenkt leider Weinberg bereits morgen früh mit ihrem Töchterchen zu verlassen! Für mich ein unerklärlicher Verlust!“

In der Frühe des nächsten Tages rollte eine Equipage über den thauaufgetauten Kiesweg des Schlossparkes der Pforte zu. Die Lippen auf einander gepreßt, in den zarten Händen das feine Spitzentuch zernitternd, lehnte Frau von Breinitz in den Sammetkissen des Wagens.

„Mama! Müßen wir nun wieder so hoch in der Stadt wohnen? Mama, da mag ich gar nicht sein, hier ist es viel schöner, — ich will hier bleiben!“ jagte Nini.

Anjaust hob die verstimmte Dame das mit den Füßen stampfende Töchterlein auf den Sitz zurück, und fast erstickt blickte Nini in das Antlitz der Mama, als diese sie rauhen Lautes anherrschte: „Du verhältst Dich ruhig, sag ich! Unart Du! Du allein hast den Drei angerührt, nun magst Du ihn auch mit ausessen!“

Bei einem Entenier des Schlosses aus sah Freiherr v. Steinburg der davanzrollenden Equipage nach. Dann lehnte er sich dem Himmelbett Almas zu, vorichtig die Vorhänge auseinanderbiegend. Sanft atmend lag das Töchterchen da. Ihre Rechte bedeckte das teure Kreuz am Hals, das Andenken der Mutter.

„Ich habe doch nicht gelogen!“ bewegten sich die Lippen der Kleinen im Traume. „Gewiß, Papa, ich habe nicht gelogen! Mama hat mir ja gesagt, ich darf nicht lügen!“

Da bog der Freiherr sich über das holde Bejen, und ein heißer Kuß neuerwachter Vaterliebe segnete die Stirn des Kindes, während er für sich flüsterte: „Dank dem Allmächtigen, der Dich, Du gutes Kind, vor den Klauen einer solchen Mutter, und mich

davor bewahrt hat, für immer den Freudenbecher Deiner harmlosen Kindheit zu vergiften."

Der gefoppte Freier.

Pater Abraham a Santa Clara, der berühmte Wiener Prediger im 17. Jahrh., erzählt folgende Geschichte, wie ein Mädchen sich einen unangenehmen zudringlichen Freier vom Halse geschafft habe.

Eine ehrsame Bürgerstochter wurde von einem jungen, ihr ganz widerwärtigen Menschen der Art mit den heißesten Liebesanträgen verfolgt, daß sie sich seiner kaum zu erwehren wußte. Er folgte ihr auf Schritt und Tritt und flehte und wimmelte um Erwidrerung seiner Liebe. Da er mit Worten sich nicht abweisen ließ, so beschloß sie, ihn durch eine List der Art zu foppen und zu verdamnen, daß ihm das Wiederkommen verleidet würde.

Als er einstmals wiederum seinen Antrag erneuerte, stellte sie sich, als wolle sie trotz des strengsten Verbotes ihrer Eltern darauf eingehen, zu einem Stellbuchein in der Küche des elterlichen Hauses. Wer war seliger als unser Ritter! Zur festgesetzten Stunde erschien er an dem bestellten Orte, mußte aber daselbst zwei geschlagene Stunden in Sehnacht fast verschmachten, denn die Ausserlorene war und blieb unsichtbar. Endlich kam sie wie ganz erschrocken hereingestürzt und erklärte dem verblühten Ritter, daß ihre Eltern wider Erwarten nicht ausgegangen seien, und daß die Mutter gleich in die Küche komme. „Geschwind, geschwind!“ rief sie atemlos aus, „geschwind in diesen großen Wasserzuber hinein, damit die erzürnte Mutter Sie nicht entdeckt!“ Unverweilt folgte der vernarrte Liebhaber dieser Aufforderung und stieg so schnell in das halbgefüllte Wasserfaß, daß ihm auch die Hände und das Gesicht noch wurden. Das Mädchen deckte das Faß mit einem Hackbrett und anderen Küchenachen sorgfältig zu, entfernte sich und ließ den Stockfish eine ganze Stunde in diesem Bade weich werden. Dann stürzte sie abermals in die Küche mit dem Schreckensrufe: „O mein Verzehretester, geschwind aus dem Faße, denn die Mutter ist auf dem Wege hierhin und will den Wasserzuber gebrauchen!“ Schleunigt kam der von Wasser triefende Narr herausgetrocknet und verbarg sich auf die Bitten des anscheinend zu Tode erschrockenen Mädchens in dem engen Rauchfange des Küchenherdes, wo er natürlich über und über mit Ruß bedeckt wurde, der infolge seiner Durchdringung besonders fest anhaftete. Die Mutter kam wirklich in die Küche, wechselte mit der Tochter verständnisvolle Blicke und verließ in ihrer Begleitung nach halbstündiger Thätigkeit die Küche wieder.

Bald darauf hört der dem Erstnen nahe gebrachte Eingesperrte ein vom Hausgange herkommendes Boltzern und Schimpfen und erkennt darin die Stimme des Hausherrn. Sogleich kommt auch schon die Tochter in die Küche, reißt die Kaminthür auf und ruft dem zu Tode Geängstigten zu: „Geschwind, mein Schatz, heraus und fort von hier, denn der Vater hat Ihren Aufenthalt erfahren und im Zorne geschworen, er wolle Sie nicht lebendig von hier fortlassen, wenn er Sie hier anträfe!“ Schleunigt kriecht der arme Kerl aus seinem Versteck hervor und rennt, eher einem Teufel als einem Menschen ähnlich, durch die geöffnete Hintertür der Küche spornstreichs auf die Straße, just einem eben ankommenden Leichenzug entgegen. Die Leichenträger glauben nicht anders, als daß der leibhaftige Teufel heranstürze, um ihnen den Toten zu entführen, setzen die Leichenbahre nieder und ergreifen schleunigt das Hasenpanzer; desgleichen auch das übrige Gefolge und wer immer auf der Straße sich befand. Der also Gefürchtete, aber weit mehr selbst Geängstigte erreichte endlich seine Wohnung, trat auf einem Seitenwege und durch eine Hintertür in dieselbe ein und verbrachte daselbst den Rest des Tages, um von der ausgestandenen Angst sich zu erholen und sich und seine Kleider von dem anklebenden Ruß zu befreien. Daß er von seinem Liebesfieber geheilt war und die Bürgerstochter mit ferneren Anträgen und Besuchen verschonte, braucht wohl nicht erst versichert zu werden.

K o r r e s p o n d e n z .

Josephsthal. Der Autor der in № 46 des „Klemens“ gedruckten Korrespondenz unter der Überschrift „Josephsthal“ hat die

Namen Sch., D., Th. öffentlich an den Schandpfahl gestellt. Wie bekannt, sind gegen die Sch., D., Th. vier Anklagepunkte erhoben: 1) Sauferei, 2) Spott über Kirche und Priester, 3) Balgerei und 4) Kindesmord. Was den ersten Punkt betrifft, so kann ich dem nüchternen Herrn M. N. folgendes bemerken. Nach den Worten bewährter Trinker ist es ein sicheres Zeichen des leythöchsten Grades der Trunkenheit, wenn jemand glaubt, alle anderen seien betrunken, und nur er allein sei nüchtern. In diesem Grade schwebte zweifellos ohne Herr M. N., als er das Betragen anderer beobachtete. Die Anklage des zweiten Punktes streift fast an harten Blödsinn. Es kann ja möglich sein, daß in der Gesellschaft, welcher die genannten Sch., D., Th. bewohnten, das eine oder das andere für den örtlichen Priester ungünstige Wort gebraucht wurde. Dies ist unter den gespannten Beziehungen, welche gegenwärtig in Josephsthal zwischen Priester und Gemeinde herrschen, nicht so schlimm anzufassen. Der Priester als solcher wurde nicht angegriffen und die Priester im allgemeinen noch viel weniger. Unter der Kirche verstehe ich „die Gemeinschaft aller rechtgläubigen Christen.“ Und welcher Mensch wird wohl über diese schimpfen oder spotten? Es hat also bei Ihnen, Herr M. N., eine Begriffsverwechslung stattgefunden. Ein Sittenrichter sollte den Katechismus doch besser studiert haben. — Was den 3. und 4. Punkt anbelangt, so sind Sie, lieber Herr M. N., über alle Grenzen geschritten. Sie befanden sich offenbar in einer optischen Täuschung. Haben Sie sich gleich feiglings in einer fremden Hülle versteckt, so sind Sie doch so sehr rätselhaft nicht. Der blinde Jaak hat seinen Sohn Jakob an der Stimme erkannt und an der Form der Rede wahrscheinlich auch Rebekkas Spiel entdeckt. Am Schlusse sind Sie, Herr M. N., gebeten, Ihr gewissenloses Geschwätz Punkt für Punkt zu widerrufen, entgegengekehrten Falls man gezwungen ist, Sie auf gerichtlichem Wege ans Licht zu führen.

Falle Maria. (Argentinien.) 24. September 1901. Hätte schon längst berichtet, wie traurig unsre jetzige Lage ist, koste aber, es möchte ein Witterungswechsel eintreten, was aber nicht geschah. Die Trockenheit dauert schon beinahe acht Monate an, und es ist vorläufig auch wenig Hoffnung auf Regen. Es steht heute so schlecht bei uns, daß sich niemand erinnert, so etwas seit der ersten Ansiedlung in Argentinien erlebt zu haben. Viel Vieh ist jetzt schon wegen Futtermangel zu Grunde gegangen. Auf der Weide ist alles, was ausgebrannt. Was die Weizenfelder betrifft, so steht es da ebenso traurig aus. In früheren Jahren um dieselbe Zeit stand der Weizen schon über einen halben Meter hoch, und mancher Ackermann machte schon einen Rechnungssüberschlag, heuer liegt aber noch alles schwarz, es ist sozusagen keine Hoffnung mehr auf eine Ernte, nur die Eingeborenen haben noch nicht alle Hoffnung verloren, und glauben, wenn es bald Regen gibt, so bekommen wir immer noch eine Mittelernte. Hoffen wir also, daß sich der schöne Spruch auch bei uns bewahrheiten möchte: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“
A. Dumrauf.

A u s W e l t u n d K i r c h e .

a) I n l a n d .

Saratow. Das diesjährige Herbstwetter ist ein ganz außergewöhnliches. Ende August fielen kleine Regen nieder, dann trat schöne Witterung ein, die bis heute andauert. Diese anhaltende Trockenheit ist um so schädlicher, als auch der ganze Sommer sehr arm an Regen war. Weide ist gar keine, auch die Winterfrucht hat zu leiden. Nachts sind Fröste, der Himmel ist klar, für diese Zeit eine Seltenheit. Der Wasserstand in der Wolga ist so niedrig, wie er seit Menschengedenken nicht war. Zahllos sind heuer die Brände. Das Saratower Gouvernementslandschaftsamt hat bereits die ganze Versicherungssummen verausgabt, ohne aber alle Ansprüche befriedigt zu haben.

Warschau. In Praga, der Vorstadt Warschans, hat man eine höchst merkwürdige Entdeckung gemacht: Man höre und staune: es existiert dort ein Kontor, welches Teufel vermietet. Mit diesem Stück gemüthlichen Mittelalters hat es nach dem „Warsch. Dnevnik“ folgende Bewandnis: Bei dem Priftaw des 12. Stadtteils erschienen mehrere Personen und zeigten an, daß die in der Grodnenskaja in Hause Nr. 43 wohnhafte Inhaberin des Kontors zur Vermie-

tung von Teufeln, Blima Frenkel, Gaunereien treibe. So habe sie vor kurzem gegen eine Zahlung von 10 Rbl. es übernommen, ihre Teufel den Richtern auf den Hals zu schicken, vor denen ein gewisser Schimanfki sich zu verantworten hatte. Sechs Teufel sollten den Auftrag erhalten, die Gerichtssak. in derart in Unordnung zu bringen, daß die Freisprechung Schimanfki erfolgen müsse. Offenbar seien aber die Teufel „anderweitig in Anspruch genommen worden“ (wörtliche Angabe der Richter), aus welchem Grunde die Frenkel sie nicht habe ins Gericht schicken können. „Dadurch“ (!) sei denn auch die Schuldigprechung Schimanfki verursacht, der zu einer empfindlichen Freiheitsstrafe verurteilt wurde. — Im Besitz dieser erschütternden Daten, stellte der Pristaw weitere Nachforschungen an und erfuhr, daß die F. schon vor längerer Zeit das Gericht ausgeprengt habe, sie stehe in Beziehungen zum Satan, welcher sie beauftragt habe, ein Kontor zu eröffnen und sie mit einer „genügenden Zahl von Teufeln“ versorge. Letztere besiege sie in Miete zu geben, wenn es sich darum handele, einen Racheakt auszuführen, ein eheliches Band zu sprengen, Leute unter einander zu verfeinden u. s. w. Natürlich wahrte sie dabei ihren Vorteil und ließ sich, je nach der Wichtigkeit des Anlasses und der Zahl der abkommandierten Teufel, mehr oder weniger gut bezahlen. Das Geschäft ging recht flott, und der Ruhm des „Kontors“ wuchs immer mehr. Besonders stark war die Nachfrage nach Teufeln zur Erledigung prozessueller Schwierigkeiten, denn die höllischen Geister wußten es mit großem Geschick so einzurichten, daß ihre Klienten stets im Recht blieben. Die Frenkel, der eine ganze Reihe ähnlicher Gaunereien nachgewiesen werden konnte, wird nun Gelegenheit finden, in eigener Sache vor Gericht die Hilfe ihrer schwarzen Helfershelfer in Anspruch zu nehmen. Ihre Schuldigprechung dürfte dem Ansehen des „Kontors“ einen argen Stoß versetzen.

Perm. Aus Biserfski Sawod wird dem „Permfski Krai“ folgender empörende Vorfall gemeldet: An einem Feiertage machte sich der Dorfälteste in Begleitung seines Gehilfen auf, um, wie er sagte, den Angetrunkenen „das Fell zu geben“ und sie „ins Loch“ zu stecken. Unter den Festgenommenen befand sich auch, wie behauptet wird, ganz unschuldiger Weise, der Bauer Beloussow, der, nachdem er Bitten und Versicherungen vergebens erschöpft hatte, in der verschlossenen Zelle zu toben begann und schließlich drohte, das Haus anzuzünden, wenn man ihn nicht auf freien Fuß setze. Jetzt öffnete der Dorfälteste thätfächlich die Thür, doch nur um den herausstretenden Beloussow sofort zu Boden zu schlagen und dann unarmherzig mit den Füßen Kopf und Brust des Wehrlosen zu bearbeiten. Verschiedene Zeugen der widerwärtigen Scene wagten nicht einzuschreiten, da der Gehilfe des Dorfältesten mit geitziger Amtsmiene dabeistand. Als Beloussow bereits regungslos dalag, suchte ein Mitleidiger ihn durch Übergießen mit kaltem Wasser wieder ins Leben zurückzurufen, der Dorfälteste aber befahl, den regungslosen Körper, an Händen und Füßen gefesselt, zu den übrigen Eingesperrten zu werfen und das Weitere abzuwarten. Man schickte nach dem Feldscher, der den bereits eingetretenen Tod des Gemißhandelten feststellte.

Samarhand. Zwei Sklaven hatte ein reicher Meffkapilger, ein im Samarhand Gebiet anässiger Sarte, kürzlich aus Meffa heimgebracht. Es sind Sudanneger, für die der Sarte angeblich 8000 Rbl. bezahlt hat. Die russischen Behörden haben, wie der „Russfski Turkestan“ meldet, dem Sarten verboten, die Neger im Hause zu behalten, und verlangt, daß die Neger in die Heimat zurückbefördert werden, was aber schwer auszuführen ist, da die Neger den Eindruck völlig hilfloser Menschen machen; sie sind geistig recht beschränkt, haben keine Mittel zur Reise und können sich nur schwer verständigen, da selbst die Mollas der Sarten nur wenig arabisch verstehen. Der schlaue Sarte, dem das Bergnügen verdröben ist, seine Landsleute durch den Besitz zweier Neger in Stammen zu setzen, hat die Neger rasch nach Buchara in Sicherheit gebracht, wo er sie vorteilhaft zu verkaufen gedenkt.

Kiew. Der ins Ausland entsandte Kiewer Detektivbeamte Audi hat in London eine Fabrik russischer Briefmarken und Dreiradelschneide entdeckt. Die gefälltesten Marken wurden in verschiedenen Ortschaften des Südwestgebiets vertrieben. Die Marken sind sehr geschickt nachgemacht.

Horodsk. (Gow. Witebsk.) Ein nachahmenswertes Beispiel für weiteste Kreise ist neuerdings in dem kleinen unbedeutenden

Städtchen gegeben worden. Die örtliche fiskalische Branntweinsteuerverwaltung, welche 50,000 Rubel gekostet hat, ist, wie der Korrespondent der „Nowosti“ mitteilt, geschlossen worden und die Hauptverwaltung für den Verkauf des fiskalischen Branntweins hat dem Ministerium der Volksaufklärung den Verkauf des Gebäudes zu Schulzwecken vorge schlagen. Der Direktor der Volksschulen D. J. Tschernow hat die Baulichkeiten persönlich besichtigt und sein Gutachten dahin abgegeben, daß es wünschenswert sei, in denselben eine Handwerkschule einzurichten, wonach in der Stadt und dem ganzen Kreise ein starkes Bedürfnis empfunden werde. Der Rayon zählt hunderttausend Bewohner und besitzt nicht eine einzige Lehranstalt dieser Art.

Perm. Das jährliche Schlachtfest, welches regelmäßig am 18. August in Kostocher im Gouvernement Tscherdyn mit großem Gepränge gefeiert wird, hatte dem „Sew. Kr.“ zufolge auch lesthin gewaltige Menschenmassen versammelt. Früher wurden bei dieser Gelegenheit in der Nähe der Kapelle an die 80 Ochsen geschlachtet, und man kann sich vorstellen, was für ein wilder Anblick es gewesen sein mag, wenn die armen Tiere unter wildem Gebrüll mit stumpfen Messern langsam abgethan wurden. Ringsumher das Gedränge der Zuschauer und ganze Scharen von Bettlern und hungerigen Hunden. Dieser widerliche Brauch ist zum Glück durch ein im vorigen Jahr erlassenes Verbot beseitigt worden, so daß die Tierquälereien nunmehr unterbleiben. Interessant ist das an der Kapelle befindliche geschnitzte Bildnis des Erlösers. Dasselbe ist mit einem seidenen faltigen Sarafan bekleidet und mit einem Schawl umgürtet. Mit letzterem reiben sich die Beter die Augen, was nicht wenig zur Verbreitung des hier sehr häufigen Trachom beiträgt.

b) Ausland.

Rom. 13. Okt. Der Heilige Vater unternimmt seit einigen Tagen zwischen 11 und 1 Uhr morgens längerer Spazierfahrten in dem vatikanischen Park ohne Begleitung des Hofstaates, lediglich in Gesellschaft des geistlichen Kammerherrn Sanz de Samper. Das Mittagsmahl nahm Se. Heiligkeit im Palazzoetto ein. Der päpstliche Leibarzt Lapponi hat dem Heiligen Vater diese Spazierfahrten, solange das gegenwärtige herrliche Herbstwetter anhält, fortzusetzen empfohlen. Bei diesen Spazierfahrten wurden die kürzlich dem Papst von dem Erzbischof von Olmütz als Geschenk überhändigten Klappen zum erstenmale angeschirrt. Für die nach Rom kommenden Fremden ist die von dem neuen Oberstkämmerer Mgr. Bisleti getroffene Einrichtung sehr erfreulich, daß der Papst allsonntäglich einer größeren Anzahl Personen im Kleinentenensale eine Gesandtenaudienz gewährt. Dadurch werden viele, die zu einem Privatempfang nicht zugelassen werden können, doch den Heiligen Vater sehen und sprechen können. Zur Erlangung einer derartigen Sonntagaudienz muß man sich rechtzeitig am Anfang der Woche beim Maestro di Camera persönlich melden.

England. Die Stimmung im englischen Publikum ist gegenwärtig der Regierung sehr ungünstig. Nicht nur in den Kreisen der Opposition, die seit der Zersplitterung ihrer Kräfte kaum noch mizählige, sondern auch unter den Anhängern der Regierung ist man äußerst erbittert über den an Gleichgültigkeit grenzenden Gleichmut, mit dem die Minister die ungünstigen vom afrikanischen Kriegsschauplatz einlaufenden Nachrichten entgegennehmen. Sogar konservative Zeitungen haben ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß keine Kabinettsräte abgehalten werden und die Minister im Ausland weilen und ihren Vergnügungen zu Hause nachgehen, während die Lage in Südafrika sich zusehends verschlimmert. Diese an Meuterei grenzende Unzufriedenheit hat jüngst der Lordkanzler Salisbury mit wegwerfenden Worten zu beschwichtigen gesucht, daß in Südafrika gar kein Krieg mehr sei, nur ein Kleinkrieg. Das war eine Unterschätzung der Thatfachen, die natürlich nur Lord Fisher geföh. Diese erhöhte Verbitterung im konservativen Lager hat Lord Salisbury, der Sekretär für Schottland, offenbar besänftigen wollen, indem er sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß man den Zutritt des Kabinetts verlange, da doch das Problem in Südafrika kein politisches, sondern ein militärisches sei. Augenblicklich, meint die „Post“, ist von höchsten Kreisen eine Art Lösungswort ausgegangen; denn auch Lord Roberts, der unter strömendem Regen an die aus dem Krieg zurückgekehrten Freiwilligen in Liverpool Kriegsgedenkmünzen austeilte, schlug dieselbe Lösung an.

Lord Balfour und hat seine Hörer und das Publikum um Geduld, dieselbe Art Geduld, die man in den bösen Dezembertagen 1899 gezeigt habe. Bemerkenswert in der Rede des Lord Roberts ist, daß er keine Prophezeiungen und keine Zusagen machte. Er hat in den letzten zwölf Monaten manches geleurt, besonders ist ihm die Wahrheit zu Herzen gegangen, daß man nie prophezeien solle, bevor man genau wisse. Er verteidigt nur die Regierung, d. h. das Kriegsamt, mit der Behauptung, daß man alle von Lord Kitchener gestellten Forderungen nach Mannschaft, Pferden und Kriegsmaterial erfüllt habe. Doch hat Lord Roberts vergessen beizufügen, daß viele der als Verstärkungen geschickten Mannschaften weder reiten noch schießen konnten! Immerhin muß man dem Feldmarschall dankbar dafür sein, meint die „W. Z.“, daß er nichts sagt von der Verwendung indischer Truppen zum Schutz der südafrikanischen Eisenbahnlinien, und daß er den von Herrn Chamberlains Leibblatt in die Welt gesetzten Vorschlag, man solle in Italien 20,000 Mann für den Kriegsdienst in Südafrika anwerben, unbeachtet läßt. Dagegen sprach der Feldmarschall die Hoffnung aus, daß die ihm zugehörenden Freiwilligen, wenn Gefahr drohe, wieder dem Vaterland beistehen würden. Das klingt ganz bedenklich und wird die Gemüter keineswegs beruhigen. „Wir haben eben eine Regierung“, endet der Londoner Gewährsmann seinen Bericht, „die den Krieg nicht führen kann und den Frieden nicht schließen will.“

Frankreich. In unterrichteten Kreisen der französischen Hauptstadt verläutet, der Sultan habe den französischen Ansprüchen mit 344,448 türkischen Pfund zugestimmt. Für den Fall, daß die Forderungen nicht erfüllt werden, die man hoffentlich als eine abschließende betrachten dürfte, durch Verschleppung zu vereiteln, müßte der Ministerrat die Maßregeln in Erwägung ziehen, die der Minister des Äußern, Herr Delcassé, zur Sicherung der Erfüllung der von Frankreich gestellten Forderungen vorbereitet habe.

Kapkolonie. Der Kriegszustand ist in der Kapkolonie proklamiert, schreibt das „Berl. Tgl.“, und Lord Kitchener läßt jetzt nach Herzoglust die von den Kriegsgerichten verurteilten so genannten Rebellen hängen. Mit welchem Recht, das ist eine Frage. Wir halten es nicht für ausgeschlossen, fährt das Blatt fort, daß im britischen Parlament ein Mann aufstehen wird, der Lord Kitchener des Mordes anklagt und verlangt, daß ihm das gleiche Schicksal bereitet werde, das er so vielen jungen Männern bereitet hat. Kriegsgerichte kennt nämlich das britische Gesetz nicht, weder in der Heimat noch in irgend welcher britischen Kolonie, und mit demselben Recht wie in Südafrika könnte Herr Chamberlain in London ein Kriegsgericht ins Leben rufen. Wenn das Landesgesetz in einem Teile des Landes ohne weiteres bei Seite gesetzt werden kann, warum nicht in einem anderen? Als höchste Autorität für englisches Verfassungsrecht wird in London der Orford Professor Albert Venn Dicey angesehen, den niemand für einen Probieren halten wird. In seinen Vorlesungen heißt es auf Seite 294:

„Ein Kriegsgesetz im eigentlichen Sinne dieses Ausdrucks, mit dem die Aufhebung des gewöhnlichen Gesetzes und die zeitweise Regierung eines Landes oder von Teilen desselben durch militärische Tribunale gemeint ist, ist im englischen Gesetz unbekannt.“

Einige Seiten weiter heißt es dann:

„Soldaten können einen Aufstand unterdrücken, wie sie einem Einfalle Widerstand leisten können; sie können gegen Rebellen wie gegen fremde Feinde kämpfen, aber sie haben kein Recht, unter dem Gesetze Aufstand oder Rebellion zu bestrafen. Während der Wiederherstellung der Ruhe können Rebellen ganz gesetzlich von Soldaten getötet werden, gerade so wie Feinde in der Schlacht niedergemacht oder Gefangene erschossen werden können, wenn sie zu entfliehen suchen; aber jede von einem Kriegsgericht angeordnete Hinrichtung ist ungesetzlich und ein Mord.“

A l l e r l e i.

Außergewöhnliches Auftreten der Athletin Bernike. Die bekannte Berliner Athletin Frau Eugenie Bernike zählt zu den stärksten Frauen Europas. Sie verübt Kraftleistungen und lebt von

ihnen, denn sie ist Athletin, die sich auf den Bühnen produziert. Dafür erhält sie außer der Gunst des Publikums große Gehälter. Für ein kürzlich erfolgtes außergewöhnliches Auftreten im Dreherpark in Wien hat sie jedoch nicht nur keine Belohnung empfangen, sondern muß noch selbst Kosten bestreiten. Es war kurz vor ihrer Produktion, als auf der Bühne eine Schlägerei entstand. Der Gaite der Athletin, Herr Gustav Bernike, war mit einem Keger in Streit geraten, der Regisseur Balduin nahm gegen Bernike Stellung, und plötzlich hieb auch der Bühnenarbeiter auf ihn ein. In diesem Moment betrat die Athletin die Bühne. Wie sie bespaustet, bemerkte sie vor allem vier gegen einen und auch, daß gerade der eine zufällig ihr Mann war. Sie trat in Position, teilte einige Stöße aus und „zur Rechten sah man und zur Linken die Angreifer zu Boden sinken.“ Auf diese sachliche Weise hatte Frau Bernike den Streit geschlichtet und den Gatten befreit. Leider hatte sie nebenbei dem Regisseur ein Ohrfeige versetzt, deren Folgen er noch zwei Wochen später verspürte. So verhärtete er selbst den Strafrichter des XII. Wiener Bezirkes, vor dem Frau Bernike wegen Übertretung der körperlichen Sicherheit angeklagt war. Das polizeiarztliche Gutachten stellte fest, daß der Regisseur Schaden an seiner Gesundheit erlitten hatte. Sie gestand die Erteilung der Ohrfeige zu, doch hätte sie gar keine heftige Handbewegung gemacht, bei ihr falle eben alles kräftig aus, ob sie wolle oder nicht. „Bitte, zeigen Sie mir doch Ihre Hand,“ sagte jetzt der Richter. Die junge, sehr hübsche Frau, deren elegante Erscheinung keineswegs die Athletin verrät, reichte dem Richter ihre Rechte. Seine eher kleine als große Hand. Nummer 6 1/2. Ein sanfter Druck dieser Hand jedoch, und der Richter bemerkte rasch: „Freilich, ein Schlag von Ihnen, das gibt aus!“ Das war aber kein mißvernehmlicher Umstand. In der Erwägung, daß Frau Bernike wissen mußte, welche Verheerungen von ihr ausgehende Hiebe und Ohrfeigen anrichten, wurde sie zu drei Tagen Arrest verurteilt. Sie melbete gegen dieses Urteil die Berufung an und wird im Notfall ein Gnaden-gesuch an den Kaiser richten.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinski.

Dankagung.

Hiermit drücke ich dem Lehrer, H. C. Beresowsky, in kurzen Worten meine innigste Dankbarkeit aus für die schnelle Vorbereitung zum Lehr-examen, welches ich laufenden Monats glücklich bestanden habe, und für sein freundliches Benehmen mir gegenüber. Außerdem muß ich auch sagen, daß genannter Lehrer sehr gut vorzutragen versteht, so daß ihn nicht nur solche verstehen, welche schon irgend welche Schule beendet, sondern auch solche, welche noch keine Bildung haben. Glaube also, daß jeder, der Lehrer werden will, sich an H. C. Beresowsky wenden wird.

Petrus Baumann.

Rafskat, den 3. Oktober 1901

Адресъ Березовскаго: Большая Морская № 13.

г. Николаевъ Хер. губ.

Magazin-Niederlage

Iwan Dawydow

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

— Speziell! —

Farben, Lacke, Firnisse,

alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher.

Preiskurante und Auskünfte mmentgellich.

Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

Für eine Familie von sechs Kindern wird ein katholischer

Lehrer

mit Zeugnissen gesucht, der deutsch u. russisch zu unterrichten versteht. Gehalt monatlich 40 Rbl. nebst Wohnung und Tisch. Falls der betreffende auch Klavierunterricht zu erteilen versteht, so kann das Gehalt erhöht werden. Man wende sich an folgende Adresse:

Ст. Чермерлѣвка, Херсон. губ., хуторъ Вовчий,
Георгію Купперъ.